

Frauenstimme

Nr. 5 * 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

27. Februar 1930

Berufsarbeit verheirateter Frauen.

Folgerungen aus unabänderlichen Tatsachen.

Um das Ziel des Sozialismus — die Umwandlung der kapitalistischen Privatwirtschaft in die soziale Gemeinwirtschaft — zu erreichen, bedarf es ebenso der Mitarbeit der Frau wie der des Mannes. Die Frau ist in Deutschland zwar politisch gleichberechtigt, aber wirtschaftlich und sozial unfrei geblieben.

11,5 Millionen Frauen stehen heute im Erwerbsteiben, davon sind 3,7 Millionen verheiratet; besonders diese letzteren aus dem Erwerbsteiben zu verdrängen, erscheint vielen als ein Mittel zur Behebung der Arbeitslosigkeit.

Die Verdrängung der Frau aus dem Betrieb, ihr Erfaß durch den Mann ist heute zahlenmäßig wie arbeitstechnisch unmöglich und widerspricht auch dem von der Sozialdemokratie aufgestellten Grundsatz des Rechts der Frau auf Erwerbsarbeit.

Deshalb anerkennt unser Magdeburger Parteitag, entsprechend dem Beschluß der Internationale in Marseille 1925 und gestützt auf das Heidelberger Programm, einstimmig das gleiche Recht der Frau auf Erwerbsarbeit. Der Antrag war von Berlin gestellt.

Es hatte sich als notwendig erwiesen, die Stellung der Sozialdemokratie zur Frage der Erwerbsarbeit der Frauen, besonders der verheirateten Frauen wieder zu kennzeichnen, um den auch innerhalb der Arbeiterbewegung zutage getretenen Strömungen gegen die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau zu begegnen. Große Volksteile, auch viele Parteigenossen meinen heute noch, daß die große Arbeitslosigkeit durch Ausschaltung der verheirateten erwerbstätigen Frauen wesentlich verringert werden könnte. Sie sehen die Lösung des Arbeitslosenproblems in der Beseitigung eines Symptoms und vergessen darüber, ihre Kraft auf die Bekämpfung der Wurzeln des Übels zu konzentrieren.

In diesem Zusammenhang ist es lehrreich, einmal eine historische Parallele zu ziehen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich mit der Einführung der Maschine der Fabrikbetrieb. Gleichzeitig brachte die Mechanisierung und Zerlegung des Arbeitsprozesses die Einstellung von weiblichen Arbeitskräften, die von den Unternehmern der billigeren Bezahlung wegen bevorzugt wurden. Auf dem Eisenacher Gründungskongreß der Sozialdemokratischen Partei 1869 wurde daher wiederholt ein Verbot oder eine Einschränkung der Frauenfabrikarbeit verlangt. Dagegen sah schon damals Hermann Greulich nur in der Durchführung der Forderung „gleiche Löhne der Frauen und Männer“ die Möglichkeit, die schädlichen Auswirkungen der veränderten Produktionsmethoden für die Männer zu beseitigen. Es kam schließlich eine Kompromißlösung zustande, die „Einschränkung der Frauenarbeit in den industriellen Etablissements“ verlangte.

Aber ebenso wie trotz der Zertrümmerung der ersten mechanischen Webstühle durch die schließlichen Weber sich der Siegeslauf der Maschine fortsetzte, so hat auch mit der zunehmenden Industrialisierung der Wirtschaft die Frauenerwerbsarbeit ständig zugenommen. Auf dem Internationalen Arbeiterkongreß in Paris 1889 wies Clara Zetkin darauf hin, daß die Emanzipation der Frau wie des ganzen Menschengeschlechts ausschließlich das Werk der Emanzipation der Arbeit vom Kapital sein wird. In einer Entschliebung erklärt der Kongreß als

die Pflicht der Arbeiter, die Arbeiterinnen als gleichberechtigt in ihre Reihen aufzunehmen und fordert prinzipiell: gleiche Löhne für gleiche Arbeit für die Arbeiter beiderlei Geschlechter und ohne Unterschied der Nationalität.

Diese Parole ist seitdem für die deutsche Sozialdemokratische Partei maßgebend gewesen, und wird es nach der Magdeburger Entschliebung auch weiter bleiben.

Es würde sich als sinn- und zwecklos erweisen, statt die kapitalistische Wirtschaftsführung eine Personengruppe zu bekämpfen. Sieht man sich die Zahl der erwerbstätigen verheirateten Frauen auf ihre Zusammensetzung hin an, so ist sofort klar, daß auf den größten Teil dieser Frauen ein gesetzliches Verbot gar nicht Anwendung finden könnte. Von den 3,7 Millionen verheirateter erwerbstätiger Frauen, die 1925 gezählt wurden, sind 2,5 Millionen mithelfende Familienangehörige, davon 2.116.000 allein in der Landwirtschaft, vor allem die mithelfenden Ehefrauen in kleinbäuerlichen Betrieben. Die übrigen mithelfenden Ehefrauen sind im Handelsgewerbe, in Fleischerereien, Bäckereien usw. beschäftigt. Niemand bestreitet diesen mithelfenden Frauen das Recht, durch Mitarbeit im Betrieb ihres Mannes und Erspargung einer fremden Arbeitskraft das Einkommen der Familie zu erhöhen. Nur der Frau, die im Betrieb oder im Büro arbeitet, wird der Arbeitsplatz oft streitig gemacht. Bedenkt man weiter, daß der größte Teil dieser Frauen durch wirtschaftliche Notlage zur Mitarbeit gezwungen ist, so bliebe nur eine geringe Zahl von Frauen übrig, deren Ausschaltung vielleicht in Frage kommen könnte. Eine wesentliche Entlastung des Arbeitsmarktes würde damit keineswegs erreicht.

Wollen wir das Arbeitslosenproblem lösen, so müssen wir die wahren Ursachen der Arbeitslosigkeit erkennen und sie bekämpfen. Arbeitslosigkeit entsteht durch Saisonschwankungen in der Wirtschaft, Konjunkturverschlechterung der wirtschaftlichen Lage, Strukturveränderungen der Wirtschaft und vor allem durch Veränderung des Produktionsprozesses infolge der Rationalisierung. Die durch Saisonschwankungen verursachte Arbeitslosigkeit wird kaum ausgeschaltet werden können. Zwar ist begonnen worden, eine Veränderung der Baustoffe herbeizuführen, die das Brachliegen des Baugewerbes im Winter einschränken soll, aber in der Landwirtschaft werden im Winter immer zahlreiche Arbeitskräfte unbeschäftigt sein. Die Konjunkturschwankungen sind eine Erscheinung der kapitalistischen Wirtschaftsführung. Wenn es auch nicht möglich sein wird, in der kapitalistischen Wirtschaft Krisen zu verhindern, so zeigt uns doch die Konjunkturforschung die Wege zur Milderung durch entsprechende Konjunkturpolitik.

Durch vernünftige Kreditpolitik muß Fehlleistung von Kapital in Wirtschaftszweige, deren Abbaumöglichkeiten eine Erweiterung nicht erfahren können, vermieden werden.

Der Kapitalbedarf der öffentlichen Betriebe darf nicht durch Anleihe Sperre gedrosselt werden, hat doch gerade die Anleihe Sperre des Herrn Schacht gegenüber den Städten und Gemeinden die Arbeitslosigkeit noch stärker vermehrt als der Kälteerford des vorjährigen Winters. Die durch Strukturveränderungen der Weltwirtschaft verringerte Ausfuhrmöglichkeit für deutsche Industrieerzeugnisse erfordert mehr wie je Erschließung und Ausdehnung des Inlandsmarktes. Der Massenkonsum muß durch Erhöhung der Löhne und Gehälter gesteigert werden, damit werden neue Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen.

Die Freisetzung menschlicher Arbeitskraft infolge Rationalisierung muß der Arbeiterschaft durch Verkürzung der Arbeitszeit zugute kommen und damit Arbeitslosigkeit verhindert werden.

Vor allem aber muß die Unterbietung männlicher Arbeitskraft durch geringere Bezahlung weiblicher Arbeitskraft aufgehoben werden. Es ist zwar festzustellen, daß sich die Spanne zwischen den Löhnen und Gehältern der Männer und Frauen dank der Arbeit der freien Gewerkschaften gegen früher verringert hat, der Grund-

sich der gleichen Bezahlung der gleichen Arbeit ist jedoch noch immer nicht durchgeführt.

Im Interesse der arbeitenden Männer und Frauen liegt es, sich nicht den Arbeitsplatz gegenseitig streitig zu machen; davon profitieren nur die Unternehmer, während das Lebensniveau der Arbeiterschaft herabgedrückt wird. Mehr wie je müssen für uns die Worte unseres großen Führers Bebel aus der Einleitung seines Buches „Die Frau und der Sozialismus“ Richtlinie sein: „Des weiteren hat die Proletarierin gemeinsam mit ihren männlichen Klassen- und Schicksalsgenossen den Kampf für eine Umwandlung der Gesellschaft von Grund aus aufzunehmen, um einen Zustand herbeizuführen, der die volle ökonomische und geistige Unabhängigkeit beiden Geschlechtern durch entsprechende soziale Einrichtungen ermöglicht.“

Käte Kern.

Wie sag ich's meiner Mama?

Bei Bergmanns hat es Krach gegeben. — Sie kennen doch Bergmanns? Ganz nette Leute, wenn der Mann auch nicht viel hat, aber er sitzt doch ziemlich sicher und die Kinder sind ja nun aus dem größten raus, der Junge ist ja nun gerade mit der Lehre fertig und das Mädchen ist auch schon siebzehn . . . ja, und um das Mädchen war eben der Krach.

Also Bergmanns waren bei Brodowigens zu Besuch gewesen, man hatte sich ganz gut unterhalten, Friedrichs waren auch noch da gewesen; nachher räumte Frau Brodowig noch so ein bißchen die Stube auf. Da lag da im Sessel plötzlich eine fremde Handtasche. Die konnte Frau Bergmann, der Lisa Bergmann, der Friedrichen oder ihrer Schwester gehören — also sah man erst mal nach Taschentuch, Schlüssel, na ja, Lippenstift, Puder — also war's eins von den jungen Mädchen — da waren ja Briefe: Lisa Bergmann . . . schon wollte Frau Brodowig alles wieder in die Tasche stecken, da wurde sie plötzlich puterrot: Aus den Briefschaften war plötzlich eine kleine, viereckige Packung gefallen, die sie genau kannte — na ja, sie war doch eine verheiratete Frau! Es war . . . also es war wahrhaftig ein Verhütungsmittel! Krach! Und die Lisa trug das so in der Tasche rum — und die Eltern bildeten sich noch wer weiß was auf die Höre ein! Son Frauenzimmer war das also! Der Bergmannschen würde sie aber Bescheid sagen! So was war kein Umgang für ihren Paul, der war mit seinen sechzehn doch noch das reine Kind . . .

Und richtig hing am nächsten Morgen um acht Uhr schon Frau Brodowig am Telephon und erzählte der Mutter Bergmann empört, „was für eine“ ihre Lisa wäre. Die schmiss erschütterter den Hörer hin — gut, daß ihr Mann gerade nicht zu Hause war! Und noch besser, daß er heute nicht zu Tisch kommen würde — der schmiss ja das Mädchen sofort raus, der würde sie in „Fürsorge“ bringen! Das Mädchen sollte kein Fett schon kriegen — wenn sie bloß erst noch hause läme!

Und die Lisa kam nach Haus, nichtsahnend und lustig, wie immer. Frau Bergmann ging mit einer Gewittermiene ihr entgegen. „Sage mal — wo hast du deine Handtasche? Bergessen bei Brodowigens? Das weißt du wenigstens; weißt du vielleicht noch, was alles drin war? Du Frauenzimmer! Was für 'ne Schande muß man an dir erleben! Was denkste wohl, was die alle von dir halten! Als ob du man bloß immer auf die Gelegenheit paßt, dich mit Kerls abzugeben! Keinem Menschen kann man mehr in die Augen sehen! So was hat man nun großgezogen!“

Die Rede hätte gern noch eine halbe Stunde weitergehen können; aber der Frau Bergmann wurde es doch schließlich unheimlich, daß die Lisa gar nichts antwortete, nicht heulte, nicht mal große Zeichen der Zerknirschung zeigte — fassungslos klappte sie unvermittelt den Mund zu. Und da ging Lisa ganz ruhig auf sie zu und sagte begütigend: „Rege dich doch bloß nicht so auf, Mama! Wenn ich nu mit 'nem Kind nach hause kommen würde oder krank wäre — das wäre dir doch noch weniger recht!“ Und so endete die große Szene mit einem ganz unvorhergesehenen Effekt.

Diese Geschichte ist wahrhaftig wahr, bis auf die Namen, und sie hat sich nicht in Amerika, wo die Jugend bekanntlich so unendlich verderbt ist, sondern in Berlin zugetragen, und sie ist nicht die erste dieser Art, die ich erlebt habe. Daß unsere Jugend heute sexuell frühreif ist, wissen wir, von der Sexualnot der Jugend spricht man uns viel, wir selbst sind auch Anhänger der Sexualreform und der Geburtenkontrolle — aber wir machen doch noch immer einen geistigen Vorbehalt: „Unsere Kinder, die sind doch nicht so, bewahre nein, das sind doch mit sechzehn, siebzehn Jahren noch

„die richtigen Kinder.“

Darum herrscht über diesen Punkt zwischen Eltern und Kindern „taktvolles Schweigen“, selbst wenn wir mal vor zehn, elf Jahren einen Anlauf zur sexuellen Aufklärung genommen haben — damals,

als wir ihnen erzählten, daß „die Kinder in der Mutter wachsen“. Damit hat die von uns verabsorgte Aufklärung gewöhnlich angefangen und damit hat sie aufgehört. Dann unterliegen wir, langsam und manchmal für uns selbst unmerklich, dem Druck der alten Sexualmoral, unter der wir selbst gelitten haben, als wir noch jünger waren, und es kommen heute die Kinder zu mir mit denselben Schwierigkeiten, aus denen ich ihren Müttern vor 15, 16 Jahren geholfen habe“, sagt Ben Lindsey. Ehrlich: Welche Frau hat heute den Mut, sich vor ihrer fünfzehnjährigen Tochter zu den Liebes- und Leibesnöten ihrer Jugend zu betennen? Und wollen wir nicht eingestehen, daß die meisten, die allermeisten von uns ihr erstes Liebeserlebnis lange, lange vor ihrer Ehe gehabt haben und daß sie um so schwerer unter ihm gelitten haben, als sie dieses Erwachen ihres Blutes als Schande oder Frevel empfanden — von „unanständig“ bis „sündhaft“ reichte die Terminologie der damaligen Zeit für diese Dinge. Wir wollen es zugeben: Jemand etwas sträubt sich in uns, wenn wir ein junges Mädchen von siebzehn Jahren mit dieser kühlen Sachlichkeit argumentieren hören, wenn wir daran denken, daß diese jungen Menschen die Frage der Schutzmittel mit einer

Selbstverständlichkeit

behandeln, die wir „großen Leute“ selbst dann manchmal nicht aufbringen, wenn wir einen ganz richtig standesamtlich abgestempelten Eintrittsschein zum Garten Eden aufweisen können. Aber: Ist es nicht wirklich besser, die Lisa Bergmann von heute schützt sich nach bestem Wissen und Können vor dem Schicksal, dem Wendia Bergmann noch um die Jahrhundertwende zum Opfer fallen mußte — „Frühlings Erwachen“ können wir nun einmal nicht vertragen! Wir können versuchen, die Jugend zur Selbstverantwortung zu erziehen, wir sollten aber nicht so überheblich sein, zu glauben, daß „die Jugend von heute“ um so vieles minderwertiger ist, als wir zu unserer Zeit — und wir sollten die seelischen Nöte nicht vergessen, unter denen wir gelitten haben, sollten nicht vergessen, wie viele der Besten unserer Generation in diesen Jahren gedrohen wurden von dieser „doppelten Moral“, wie viele Neurotiker auf die Lehre von den „geheimen Bastern“, wie viele Angst und Tränen auf die Tatsache kamen, daß alles Sexuelle von den „großen Leuten“ als eine Geheimlehre behandelt wurde.

„Das ist der Ruin unserer Jugend?!“ Nein! Diese Dinge sind so wenig der „Ruin unserer Jugend“ wie die „geheimen Laster“, die zu anderer Zeit grassierten, die die Gefunden von sich abschüttelten, wenn sie endlich Gelegenheit hatten, das Glück einer wirklichen Liebesbindung kennen zu lernen. Nicht „diese Dinge“, nicht die „Aufklärung“ verdirbt unsere Jugend, sondern die Achtung der Gesellschaft zerbricht ihr Leben — und wenn diese „Gesellschaft“ nur in den Bergmanns, Brodowigens und Friedrichs besteht. Die uneheliche Mütterchaft gilt erfreulicherweise im Proletariat nicht als ein so schwerer Mafel, nur in kleinstädtischen und bourgeois Kreisen klebt man noch an der Ideologie, daß nur die standesamtliche Abstempelung der Frau Anrecht auf geschlechtliche Liebe gibt, nur sie die „anständige“ Frau von der Dirne unterscheidet. Nun müssen wir noch einen Schritt weiter gehen: Wir müssen uns dazu bekennen, daß es

für junge Menschen stiller ist,

diese Mütterchaft zu verhüten, als im Sexualtrausch unüberlegt Kinder in die Welt zu setzen. Der Schritt mag manchem von uns nicht leicht werden — auch wir sind Befangene unserer Zeit. Aber wir müssen der Jugend von heute ein Anrecht auf Gestaltung ihres Lebens geben, wie auch wir es zu unserer Zeit gefordert haben. Wir müssen alles tun, um unserer Jugend ein gesundes Leben, eine gesunde Entwicklung des Körpers und der Seele zu ermöglichen. Dazu gehört auch die Ermöglichung des Aufbaus eines gesunden Sexuallebens.

Ben Lindsey, den die Dunkelmänner Amerikas endlich von seinem Posten als Jugendrichter vertrieben haben, sagte: „ . . . daß dies eine höchst schwierige und gefährliche Frage ist. Sie kann nicht gelöst werden durch Angebot oder Wachsamkeit auf Seiten der Älteren. Ihr kann nur durch ein freiwillig eingehaltenes Sittengesetz begegnet werden, durch echte innere Hemmungen, die vom Jungvolk selbst angenommen und gutgeheißen werden. Solch ein Gesetz kann sich nur durch freimütigste und gründlichste Erziehung in die freieste und natürlichste Tat umsetzen lassen.“ Sorgen wir dafür, daß unsere Jugend diese freimütigste und gründlichste Erziehung findet, sorgen wir dafür, daß sie nicht in überfüllten Wohnhöfen groß werden muß, in denen sie von klein auf Zeuge unserer eigenen Hemmungslosigkeit und Sexualtragödien werden muß. Versuchen wir, sie zu leiten — sie zu knebeln haben wir kein Recht. Und wenn wir ihr Kamerad sein wollen, so sollten wir daran denken, daß das Recht auf Kameradschaft erworben werden muß.

R. E.

Die „rote Jungfrau“.

Vor einem Vierteljahrhundert, im Januar, starb die „rote Jungfrau“, die große Revolutionärin und Kämpferin . . . Erinnerungen steigen auf aus Kindheit und Jugend. Zum erstenmal sah ich, selbst noch ein kleines Mädchen, Louise Michel bei Madame Tussaud in Paris. Das war das große Wachsfigurenkabinett, sozusagen das dortige „Castans Panoptikum“. Da stand sie als Anführerin einer Gruppe wildbewegter Weiber, zum Glück alle in Wachs, die im Begriff waren, Petroleumfässer herbeizuschleppen und unter Louise Michels Kommando dem Brande während der Pariser Kommune neue Nahrung zuzuführen. Grauen beschlich mein Kinderherz. Ich ahnte nicht, daß ich noch vor Ablauf von zwei Jahrzehnten bei der roten Luise zu Gast sein, von ihr, nach französischer Sitte, geküßt werden würde.

Das war in London. Ein junger Franzose, gleich mir Hörer der „School of Economics“, der von Beatrice und Sidney Webb geleiteten volkswirtschaftlichen Hochschule, bot mir an, mich Sonntags zu seiner Landsmännin, Luise Michel, die als politischer Flüchtling in einem Londoner Vorort lebte, mitzunehmen. Voll Spannung fuhr ich hinaus, durch endlose Reiten schmutz- und geschmackloser Cottages, in Massenherstellung schlecht gebauter Häuschen, dürftiges, eintöniges Massenbrot.

Weit draußen wohnte in solchem Häuschen, als Untermieterin einer englischen Arbeiterfamilie, Luise Michel. Ich stand vor der wilden Megäre, der blutdürstigen Petroleuse — einer Kleinen, vom Alter gebeugten Siebzigerin, in schlichter schwarzer Kleidung, mit halblang geschneittenen, grauen Haaren, deren ganzes Wesen Liebe und Güte ausstrahlte. Stundenlang hörte ich sie erzählen aus ihrem bewegten Leben, von ihrem Glauben „der Mensch ist gut“, man müsse nur alle Gesehe, allen Zwang, alle Einengung beseitigen. Aus diesem Glauben heraus war sie vom Sozialismus zum Anarchismus edelster Gattung geschritten. Von ihrem Wirt hörte ich weiter, daß sie alles verschente, buchstäblich den letzten Bissen Brot, die letzten Kleidungsstücke mit Darbenden teilend. Man mußte darüber wachen, daß sie nicht aus Gutherzigkeit verhungerte. Zimmer und Nahrung teilte sie mit Hund, Katzen, Vögeln, die sie zur harmonischen Eintracht erzog.

Der tiefe Eindruck erzeugte den Wunsch, mehr zu erkunden über diese Frau, die, wie manche andere (z. B. Veraigner) zugleich glühende Revolutionärin und sanfte Heilige war. Schriften über sie und von ihr — sie war eine hochbegabte Dichterin — brachten Aufklärung, der Raum verbietet, hier mehr als knappste Daten zu geben.

Ein uneheliches Kind, die Mutter Bauernmädchen, der Vater, vermutlich der Schlossherr, der aber nach französischem Gelehr nicht herangezogen werden konnte. Ein großväterliches Haus, in dem Tiere gehegt und Bücher gelesen wurden. Große geistige Regsamkeit des kleinen Mädchens, das sich an Arbeit und Spiel von Knaben beteiligt, viel zu lebhaft für die Dorfschule, eine unbehagliche Schülerin, als höchst unweiblich gilt. Als heute ist die Frage ungelöst, ob Luise, die am liebsten Knaben- und Männerkleidung trug, tatsächlich „drittes Geschlecht“ war. Biographen widersprechen sich. Aufsehung gegen die Frauenkleidung jener Zeit, jenes fürchterliche Markierinstrument, beweist tatsächlich noch wenig. Jedenfalls eignete Luise Michel tiefste Liebe zu allen Leidenden und größte Zartheit des Empfindens, all das, was man landläufig als „echt weibliche Herzenseigenschaften“ rühmt. Sie wird Lehrer. Auf dem Lande durch die freibildlichen Anschauungen unmöglich, kämpft sie sich in Paris durch, komponiert, malt, dichtet, wird Rednerin, begeisterte Mitarbeiterin eines Kreises von Revolutionären und Republikanern. Dabei arbeitet sie Tag und Nacht, um ihre Mutter zu erhalten. Im deutsch-französischen Krieg schließt sie sich den Republikanern an, die den Krieg beenden wollen. Nach Sturz des Kaiserreichs wird sie, in der belagerten Hauptstadt, leidenschaftliche Mitkämpferin der Kommune, steht als Führerin mitten im Rugekrege, in Soldatenkleidung, auf den Barrikaden. Bei der Besiegung der Aufständischen durch die Truppen wird sie verhaftet gesucht — sie stellt sich freiwillig als Gefangene, um ihre Mutter vor der Erschießung zu retten.

Seltenerweise entgeht sie dem Blutbad, nach offiziellen Angaben wurden 35 000 Kommunarden erschossen! Jahrelang nach Neu-Kaledonien verbannt, wirkt sie dort als guter Engel der Gefangenen und der einheimischen Bevölkerung. Begnadigt und zurückgekehrt, gerät sie immer wieder in politische Kämpfe und dadurch ins Gefängnis. Nichts vermochte ihren Mut zu brechen, erst als sie hörte, sie solle für geisteskrank erklärt und lebenslanglich interniert werden, flieht sie nach England. Aber mächtige Sehnsucht nach ihrem Vaterland und politischem Wirken in Frankreich zieht sie zurück. Sie starb auf einer Vortragsreise durch Südfrankreich, einen Tod in Kampf und Arbeit, wie er zu ihrem Leben paßte.

Kind des Proletariats, unermüdete Kämpferin für das Proletariat, selbstloses Vorbild, das war die rote Jungfrau. Und so soll ihr Bild in uns weiterleben — ungetrübt vom Wachsfigurenkabinett der Mme. Tussaud in Paris. Adele Schreiber.

Ja, was soll man denn machen?

Es war auf dem Elternabend in der weltlichen Schule. Schulentlassung und Jugendweihe standen bevor. Die Debatte wurde erregt, als der Rektor den heißen Punkt berührte: Häusliche Feste! Er wies auf den Konflikt hin, in den jeder Junge, jedes Mädchen getrieben wird, die durch eingehende Aufklärung in der Schule erkannt haben, daß der Alkoholgenuß schädlich für Körper und Geist ist, und die es nun erleben müssen, daß der schöne Tag der Jugendweihe entweiht wird durch Bier, Wein und Löffel und ihre häßlichen Begleitererscheinungen. Dieser falsche Freund Alkohol, der sich in unsere Mitte schleicht, zu Streit und Hader aufreizt, zu jeder Hemmungslosigkeit führt — er hot bei dem schönen Fest, das wir unserer Jugend beim Eintritt ins Leben, beim ersten Schritt zur Selbstständigkeit bereiten wollen, nichts zu suchen. Und welcher Gipfel der Berlogenheit ist es, dem besuchenden Klassenlehrer, der es sich nicht nehmen ließ, mit dem Jungen die Freude zu machen, mitzufeiern, a l l o h o l f r e i aufzutischen, aber nach seinem Weggehen Bier und Schnaps aufzufahren, um die „Gemüthlichkeit“ zu begießen! Ja, sind denn diese Eltern blind und gefühllos? Ahnen sie nicht, wie sie ihren Kindern durch solches Verhalten körperlichen und seelischen Schaden zufügen? Wie sie das kindliche Vertrauen vielleicht für immer zerstören? So etwa sprach der Rektor.

„Ja, aber was soll man denn machen?“ ließ sich eine Mutter vernehmen. „Man kann doch seine Gäste nicht auf dem Trockenen sitzen lassen. Sie haben das Opfer gebracht, sind vielleicht von weit her eigens zu diesem Tag gekommen — ein bißchen festlich soll's doch schon sein.“

Da sitzt der Kernpunkt. Ist denn „festlich“ gleichbedeutend mit angefälscht oder gar betrunken? Wir hören soviel von proletarischer Festkultur, aber in die Häuser selbst, in die proletarischen Wohnstätten ist sie noch nicht eingedrungen. Wie viele haben ein klares Bild davon, wie würdig und geschmackvoll, dabei mit echtem Behagen und heller Fröhlichkeit eine solche Feier sein kann — ohne den groben Gefellen, der die Freude vergröbert und in Leid enden läßt: den Alkohol? Mit wenigen Ausnahmen wird noch überall nach der gleichen Schablone verfahren: Mehr oder weniger gutes Essen, mitunter auch schon über die Mittel, die man vernünftigerweise verwenden dürfte, hinaus. Dann die Geistlosigkeit der Unterhaltung ausgeglichen durch reichliche Mengen geistiger Getränke. Die Lustigkeit, die sich dann nach jedem hinuntergeegessenen Glase lärmender und ungezügelter gestaltet, hat wahrlich mit dem Anlaß und der ersten Feierstunde gar keinen Zusammenhang mehr. Wie oft geht solche Feier zu gemeinen Zoten über, und wie oft endet sie mit rohen Beschimpfungen und gar Gewalttätigkeiten! Soll das die wehevolle Erinnerung sein, die wir unseren Kindern, wenn sie vielleicht vom Elternhause scheiden, mit auf den Lebensweg geben?

Aber — „Was soll man machen?“ fragte vorhin die Frau. Und doch ist es so einfach, die rechte Antwort selbst zu finden. Gewiß soll die Hausfrau ihre Gäste nicht auf dem Trockenen sitzen lassen. Aber mit rechten Mitteln! Wie wird die Festesfreude erhöht, die Fröhlichkeit erreicht ihren Gipfel, wenn je nach der Jahreszeit im Sommer die Bowle, im Winter der Punsch aufgetragen wird — aber frei von Alkohol!

Und welche köstlichen Getränke können wir heute herstellen, in denen noch der volle Duft, der liebliche Reiz der frischen Frucht vorhanden ist und in denen kein heimlicher Feind und Versucher lauert. Weiß doch jeder, der sich nicht mit den derben Reizen des Alkohols den Geschmack verdorben hat, wieviel feiner und dabei unschädliche Genüsse sich uns in den mannigfachen Abstufungen und Mischungen unserer edlen, unvergorenen Fruchtsäfte bieten. Wenn die Hausfrau solche Rezepte verwendet, so wird sie die Freude erleben, daß sie in der „über den Durst“ trinkt, daß Alte und Junge keinen Schaden nehmen. Spiele und Belustigungen werden dann nicht zur Hemmungslosigkeit ausarten. Schöne Volkslieder und Weisen werden ertönen, deren unsere Jugend heute so viel bei den Kinderfreunden und der Arbeiterjugend kennen lernt. Einer zaubert vielleicht lustige Schattenbilder an die Wand. Rätselspiele und harmloser Scherz vertreiben die Zeit. Hat gar ein befreundeter Bursh eine Geige oder Klampfe mitgebracht, so wird trotz des engen Raumes ein Tänzchen gewagt. Zum Schluß aber sind alle noch ihrer Sinne vollmächtig. Dann erklingt vor dem Auseinandergehen noch eines unserer stolzen Weishe- und Kampflieder und zeigt dem jungen Menschen, daß in seinem Heim die Ideale des proletarischen Befreiungsstrebens gepflegt werden. Denn es ist wahrlich an der Zeit, die öde Nachahmung geistloser Kleinbürgerlicher Festunsitten zu ersetzen durch eine bewußte, echt proletarische Feierweise. Ist dann der Abend würdig und froh verlaufen, gehen alle befriedigt davon.

Und der Erfolg? Klare Köpfe und ungetrübt Erinnern bei groß und klein. Dem jungen Menschen aber, der im Mittelpunkt dieses Festes gestanden hat, bleibt der Tag seiner Jugendweihe ein hoher Stern der Erinnerung an Jugend und Elternhaus.

Jetzka Katzenstein.

Nützliche Zeugungs-Unfähigkeit. Sterilisation und Strafrecht.

Beträchtliches Aufsehen erregte kürzlich der Fall des Professors Schmeitz, eines Grazer Chirurgen, der nach eigenem schmerzlichen Verfahren Hunderte von Männern aus dem Proletariat unfruchtbar gemacht hatte. Natürlich auf deren eigenen Wunsch, da weitere Nachkommenschaft ihnen weder aus finanziellen noch eugenischen Gründen verantwortbar zu sein schien. Meist handelte es sich um arme Familienväter mit zahlreichen Kindern, zum Teil auch um Kranke. Wie nicht anders zu erwarten, wurde Professor Schmeitz, ein Sozialist und Menschenfreund, der nachweisbar ohne finanzielle Ausbeutung der Patienten die Eingriffe vollzogen hatte, von der österreichischen Justiz mit einer Geldstrafe von 15.000 Schilling wegen „leichter Körperbeschädigung“ für sein Wirken „belohnt“ und aus seiner Standesvereinigung ausgeschlossen.

Wie die Dinge strafrechtlich in Deutschland liegen,

darüber informiert ein Aufsatz von Oberreichsanwalt a. D. Dr. Ebermayer in der von Mele Schreiber herausgegebenen Zeitschrift „Mutter- und Kinderland“. Danach ist der sterilisierende Arzt nur dann vor Strafe wegen vorsätzlicher rechtswidriger Körperverletzung geschützt, wenn der Eingriff aus rein medizinischen Gründen und mit Einwilligung des Patienten geschieht. In allen anderen Fällen, also im Falle der Zwangssterilisation von Minderwertigen und Verbrechern, ferner bei der Sterilisation aus sozialen oder eugenischen Gründen mit Einwilligung des Patienten, steht der Arzt der Gefahr ausgesetzt.

wegen vorsätzlicher schwerer Körperverletzung angeklagt zu werden.

Schon vor einigen Jahren haben die sächsischen Ministerien des Innern und der Justiz einen Gesetzentwurf an das Reichsjustizministerium geleitet, nach dem die Sterilisation von Epileptikern, Geisteskranken, Anlageverbrechern usw. straflos bleiben soll, wenn die Betroffenen selbst ihre Einwilligung zu dem Eingriff geben. Unter gewissen Sicherungen soll auch die Zwangssterilisation solcher Personen im Notfall erlaubt sein. Der Entwurf lehnt sich an das nordamerikanische Vorbild, wo in einer Reihe von Staaten der Union bereits seit Jahren die Zwangssterilisation besteht. Auch in Sachsen selbst hat man bereits praktische Erfahrungen mit der Frühsterilisation von schwachmütigen Jugendlichen gemacht. Ein dem sächsischen Entwurf entsprechendes Gesetz ist im vorigen Jahre in Dänemark in Kraft getreten.

Nach dem Entwurf des neuen Strafgesetzbuches,

der dem Strafrechtsausschuss des Reichstags vorliegt, wird die Bestimmung fallen, daß ein aus medizinischen Gründen zu Heilzwecken gemachter Eingriff, sofern er der Übung eines gewissenhaften Arztes entspricht, unter den Begriff der Körperverletzung fällt, eintritt, ob er mit oder ohne den Willen des Patienten gemacht worden ist. Es wird im letzteren Falle nur noch eine Bestrafung wegen eigenmächtiger Heilbehandlung möglich sein. Danach würde also in Zukunft auch der Arzt, der gegen den Willen des Patienten oder der Patientin eine Sterilisation aus medizinischen Gründen zu Heilzwecken vornimmt, nur noch wegen eigenmächtiger Heilbehandlung zu bestrafen sein. Bei Einwilligung wird er straflos bleiben wie bisher. In einem weiteren Paragraphen ist vorgesehen, daß auch ein Eingriff, der nicht aus medizinischen Gründen notwendig ist, straflos bleibt, wenn der Patient einwilligt und der Eingriff nicht gegen die guten Sitten verstößt. Man wollte damit den Ärzten die Möglichkeit geben, arme, kranke Menschen vor der ihnen zur Qual gewordenen Zeugungs- und Gebärfähigkeit zu befreien, dagegen den Mißbrauch der straflosen Sterilisation durch gemüßlichte Lebendamen und Lebemannern zu verhindern. Dieser Paragraph ist jedoch, weil offenbar zu vernünftig und dem kapitalistischen Klasseninteresse widersprechend, in erster Lesung gestrichen worden. Bleibt der Ausschuss bei seiner reaktionären Stellungnahme, so werden die betreffenden Parteien sich vor dem Reichstagsplenum und damit

vor der Volksgemeinschaft zu verantworten haben.

Im übrigen scheint Oberreichsanwalt Ebermayer den Einfluß des positiven Rechts auf den tatsächlichen Lauf der Dinge zu überschätzen. Wo kein Richter ist da ist kein Richter. Wer sich heute aus irgendwelchen Gründen den Eingriff stillschweigend machen läßt, der bleibt durch den Staatsanwalt unbehandelt. Er zahlt nur dem Arzt, ganz entsprechend dem Abtreibungseingriff, noch eine Risikoprämie für alle Fälle darauf. Aber auch unmittelbar unter den Augen des Gesetzes, nämlich im städtischen Krankenhaus zu Frankfurt a. M., werden auf Initiative des Bundes für Mutter- und Kinderschutz, werden auf Initiative des Bundes für Mutter- und Kinderschutz und seiner verdienstvollen Mitarbeiterin, der Stadtdirektorin Dr. Hertha Meise, geplagte, mit Kinderseelen hinreichend versorgte Proletarierfrauen sterilisiert, ohne daß die Justiz bisher das Rechtsgut ihrer Gebärfähigkeit, auf das sie selbst durchaus keinen Wert mehr legen, zu schützen sich bemüht hätte.

Sterilisierte Personen behalten ihre geschlechtliche Empfängnisfähigkeit im vollen Umfange.

Der Eingriff ist bei den Männern leichter und ungefährlicher als bei den Frauen. Die Männer sind also in der Lage, der Frau die Lasten und Schmerzen der Fortpflanzungsfunktionen und was damit zusammenhängt, wenigstens in diesem einen Punkte abzunehmen. Außerdem hat die auf Männer angewandte Methode des Professor

Schmeitz den großen Vorzug, daß der Eingriff wieder rückgängig zu machen ist und die Wiedergutmachung etwaiger Fehler oder die Anpassung an geänderte Verhältnisse jederzeit möglich ist. Grundtätig wäre zu den auch von Ebermayer geteilten Bedenken gegen die Zwangssterilisation zu sagen, daß bei der Unsicherheit unserer Erblichkeitsforschung zwar einzelne Mißgriffe möglich sind, daß aber u. E. ein nichtgezeugter Normaler tausend nichtgezeugte Minderwertige mehr als aufwiegt. Hedwig Schwarz.

Ein Alphabet der Küche.

Unter diesem Titel ist im Verlag Müllein (286 Seiten, Preis 5 M.) ein Kochbuch erschienen, das nicht nur einfache und kompliziertere Koch- und Backrezepte enthält, sondern jeder jungen Hausfrau, die vielleicht aus ihrem Beruf plötzlich in die Küche gestellt wird, wertvolle Grundregeln gibt, von denen aus sie sich schnell in das ihr ungewohnte Handwerk finden kann. Wenn auch die meisten unserer Leserinnen mit Bedauern feststellen werden, daß sie nach den vielen Rezepten nur wenig wirklich herstellen können, weil der magere Geldbeutel hier enge Grenzen zieht, so sind doch reichlich Anregungen gegeben, nach denen jede das für sie Passende ausfinden kann.

Frau E. Metlispach hat drei Kochbücher (200 Mittageffen, Preis 4,80 M.; Kalte Küche 3,80 M.; Gerichte mit Eiern, 100 Abendplatten, 1,80 M.; Deutsches Verlagshaus Long u. Co., Berlin W 57) herausgegeben. Sie enthalten eine Fülle von neuen Kochanweisungen, die, durch reichliche Buntfotos anschaulich gemacht, der Frau Anregung geben, ihren Mittags- oder Abendlich recht abwechslungsreich zu gestalten, und nicht nur den Magen, sondern durch die vielseitige und geschmackvolle Art der Garnierung auch das Auge zu erfreuen. Selbst Frauen, denen nur wenige Mittel zur Herstellung schmackhafter Speisen zur Verfügung stehen, werden viele gute und neue Zubereitungsarten der Gerichte finden. Gs.

Ein Schildbürgermeisterstreich gegen Frauen!

Zu diesem Artikel in der „Frauenstimme“ vom 30. Januar schreibt uns Stadtrat Benosse Hähnchen-Guben:

Das „schöne Städtchen“ Guben zählt 44.000 Einwohner, hat noch nie zu Schlessen gehört, sondern seit seiner Zugehörigkeit zu Preußen (1815) zur Provinz Brandenburg. Die Fürsorge ist weder von einem sozialgesinnten Bürgermeister, noch von den Fürsorgerinnen aufgebaut, sondern ist das Produkt kollektiver Beratungen und Verständigung aller der Personen, die an dem Aufbau einer gut arbeitenden sozialen Fürsorge Interesse hatten. Die Behörde von weiblichen Beamten getragen wurde, ist falsch. Richtig ist, daß infolge einer verwaltungstechnischen Maßnahme die leitende Fürsorgerin (nicht Oberfürsorgerin) zum 1. Oktober 1929 kündigte. Unseres Erachtens aber wohl hauptsächlich deswegen, weil sie für diesen Termin bereits eine andere Stellung in Aussicht hatte. Weitere vier Fürsorgerinnen kündigten nun ebenfalls zum 1. Oktober nicht mit der Begründung, „weil ihnen der neue Bürgermeister nicht gefiel“, denn dieser ist bereits seit 1924 im Dienst, sondern weil sie glaubten, auf den neuen Amtseifer einen Druck ausüben zu können und weil sie annahmen, daß die Verfügungen der Verwaltung infolge ihrer Kündigung zurückgenommen würden. Die Einwendungen gegen die Verfügung, daß Generalien und Personalien — auch der Bezirksfürsorge — vom Amtseifer bearbeitet werden, wurde aber nicht zurückgenommen, sondern die freigebliebenen Stellen ausgeschrieben und aus der großen Zahl der Bewerberinnen diejenigen gewählt, die geeignet erschienen, die Arbeit der Fürsorgerinnen fortzuführen. Die soziale Arbeit im Stadtbezirk Guben wird also in genau derselben Weise, wie seit zehn Jahren, nur mit anderen weiblichen Arbeitskräften weitergeführt.

Daß das stille Städtchen nun keine Sensation haben sollte deswegen, weil in der Zeitschrift „Soziale Arbeit“ und in Tageszeitungen die Dinge anders dargestellt werden, bilden sich nur die Interessenten, d. h. zwei oder drei der abgegangenen Fürsorgerinnen und wohl noch jemand, der verärgert im Schatten steht, ein.

Die ganze Angelegenheit hat mit der Stellung der Verwaltung für oder gegen Frauenarbeit nicht das Geringste zu tun.

Kindergeist.

Hansel zankt sich ständig mit Fräulein Lisa, unserer hübschen, zwanzigjährigen Haushilfin, der er absolut keine Autorität zuerkennen will. Uebrigens ja: Er weiß, daß Fräulein Lisa einen „Freund“ hat, der sie manchmal abholt und fast diese Angelegenheit natürlich als eine Freundschaft auf, wie er sie auch aus dem Kinderhaus kennt. Er ist da ja auch Marions Freund! — Also manchmal braucht er aber Fräulein Lisa, wenigstens möchte er immer noch gewisse kleine Dienste von ihr in Anspruch nehmen. Also kommt er neulich zu Fräulein Lisa: „Bitte, machen Sie mir doch die Hosen zu.“ Die ist aber böse auf ihn und schilt: „Ich mach dir überhaupt nicht mehr die Hosen zu, das tannst du längst allein — und du bist mir überhaupt viel zu ungezogen!“ Hans zieht sie vorwurfsvoll an und bricht dann in die vernichtenden Worte aus: „Aber Ihrem Freund, den machen Sie sie zu...!“